

Existenz zwischen Sprachwelten

Im April kommt der Lyriker José F.A. Oliver als neuer Stadtschreiber nach Dresden

Es gibt Konstellationen, da drängt sich das Nachdenken über Heimat einfach auf. Der Dichter José F.A. Oliver ist spanischer Herkunft, aufgewachsen aber ist er im Schwarzwald. Als kleiner Junge hat er hin und wieder auf der Treppe des Hauses im Kinzigtal gesessen und gelauscht. Unter ihm, im ersten Stockwerk, bedienten sie sich des alemannischen Schwarzwald-Dialekts, über ihm, im zweiten Stock, verständigten sich seine aus Malaga stammenden Eltern auf Andalusisch. Wunderliche Gegensätze taten sich da auf: In der einen Sprache war der Mond männlich, in der anderen weiblich: la luna. Weiblich konnte auch das Meer sein, im Deutschen ein Neutrum, spanisch hingegen: la mar. Es ist diese Existenz zwischen Sprachwelten, die den 1961 im badischen Hausach geborenen Dichter geprägt hat. José F. A. Oliver hat acht Gedichtbände und zwei CDs veröffentlicht. Im April kommt er nach Dresden, als nunmehr sechster Stadtschreiber. Seine Antritts-Lesung ist für den

25. April, 19 Uhr, im Kulturrathaus geplant. Eine neue Stadtschreiberwohnung ist inzwischen auch gefunden: in Pieschen, zur Verfügung gestellt von der Stadtparkasse.

Sein jüngster, bei Suhrkamp erschienener Lyrikband "fernlautmetz" weist Oliver als einen Schreiber aus, der sich einer ganz eigenen lyrischen Sprache bedient. Die letzte Silbe des

Titelwortes es ist eine Erfindung Olivers erinnert an "Steinmetz". "Metz", ein sehr altes Wort, ist aus dem Galloromanischen entlehnt, wo es den

"Maurer" bezeichnete. Die Ursprünge reichen aber noch weiter zurück, ins Germanische; dort ist es verwandt mit einem Verb, das so viel bedeutet wie "kneten, formen, zusammenfügen". Eine Wortkunst-Schöpfung mit programmatischer Bedeutung: Bezeichnung für jemanden, der aus fernen Lauten Neues formt.

Und tatsächlich sind seine Gedichte Gebilde, die unseren sprachlichen Gewohnheiten deutlich widersprechen. Nicht nur, weil man immer wieder auf spanische Wörter stößt. Auch das geläufige Deutsch kombiniert Oliver zu ungeläufigen Wendungen: "wir improvisieren den geruch". Manche Wörter verlieren ganz und gar ihre vertraute Gestalt: "schmerzheit", "augenscheu". Oder tauschen ihre Silben: "erwinden überlösen". Selbst in einsilbige Wörter treibt er wie einen Keil noch den Doppelpunkt: "m:enge"

auf dass es eine verborgene Bedeutung mehr hergebe. Voller Brüche sind diese Gedichte, voller assoziativer Sprünge und Verschiebungen, alles scheint von der vertrauten Stelle gerückt: verrückte Gebilde.

Als wollte Oliver nichts an der Sprache hinnehmen wie es ist. Als müsse alles erst seine poetische Werkstatt durchlaufen, hin und her gewendet und zerlegt werden, um sie schließlich als irritierendes Gebilde zu verlassen. Ein mit Worten arbeitender Objekt-Künstler.

Er selbst spricht von der "Arbeit im und am Wort", die das Schreiben zum Beruf des Dichters mache. Diese Tätigkeit der Phantasie hat für ihn auch zu tun mit dem Entwerfen von etwas, das über den vorgefundenen Zustand hinausgeht, mit etwas Utopischem. "Eigen-Sinn" nennt er dies: "Jener häufig anzutreffende Mangel an Visionen, der die Gesellschaft ver-kümmern läßt, braucht die Spurenelemente einer poetischen Phantasie. Sie verleiht dem Wort Gewicht und Eigen-Sinn. Das bewusste Wort der Dichtung stimmt die nachhinkende Sprache neu und weist zugleich über sie hinaus."

Doch nicht der harmlose, postmoderne Spaß an der Demontage treibt ihn dabei, vielmehr ein fast grüblerisches, auch philosophisch gefärbtes Schürfen nach dem Anderen im Alltäglichen. Nicht von ungefähr hat ihn Fritz J. Raddatz in der "Zeit" einen "Schriftsteller von seltenem Ernst" genannt.

Allerdings nimmt derjenige, der die Grenzen sprachlicher Konventionen überschreitet

"wortFenster" öffnet, wie Oliver sagt -, auch in Kauf, dass wir als Leser hin und wieder etwas ratlos vor seinen Gebilden stehen. So sprachkünstlerisch ausgefeilt sie sein mögen, so dunkel, gar hermetisch sind sie auch. Orte, Landschaften tauchen da auf. Dresden übri-gens auch in "Dresdener skelett": Vom "gerippe einer nacht" ist da die Rede, eine, die "in vielen haust".

Auch an Dichterkollegen erinnert er: an Friedrich Hölderlin, Friederike Mayröcker, Paul Celan.

Besonders nahe aber scheint ihm Federico Garcia Lorca.

Vom jüngsten Gedichtband "fernlautmetz" gibt es auch eine CD, auf der spielt der Flamenco-Gitarrist Nino de Pantaleon. Denn für Oliver haben seine Gedichte etwas Musikalisches, das sie erst entfalten, wenn er sie, auch selber Gitarre spielend, auf seine besondere Art spricht.

José F. A. Oliver: fernlautmetz. Gedichte. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M., 128 Seiten, 15,90 Mark. Die CD dazu bei FenderTon, Stuttgart Tomas Gärtner